



PHILIPPA
GREGORY

Der
Geliebte
der
Königin

Er weilte bei Hofe wie ein gut aussehender Leprakranker und lernte die Stimme der Ablehnung bis zur letzten eisigen Note kennen. Viele Männer, die früher froh gewesen waren, Roberts Freunde oder Gefolgsleute zu sein, leugneten nun jegliche Bekanntschaft. Er begriff, dass das Gedächtnis der Menschen außerordentlich kurz war. Er war ein Ausgestoßener im eigenen Land.

Die Gunst Philipps von Spanien war nun keinen Pfifferling mehr wert. Der König schien England und dessen Königin endgültig verlassen zu haben, er lebte an seinem prachtvollen Hof in den Niederlanden, und man munkelte, dass er sich eine schöne Geliebte genommen habe. Alle sagten, er werde nie nach England zurückkehren. Seine verlassene Frau Königin Maria gestand, dass sie sich schon zum zweiten Mal geirrt habe – dass sie doch kein Kind von ihm empfangen habe und England keinen Erben schenken könne. Sie schien in ihren Kleidern zu schrumpfen und verbarg sich in ihren Privatgemächern, eher einer Witwe denn einer Regentin ähnlich.

Robert, der in seinem eigenen Namen keinen Handel treiben, der weder Schuldscheine ausschreiben noch sich einer Kaufmannsvereinigung anschließen durfte, war sich bewusst, dass er nicht vorwärtskommen würde, bevor die Schande des Hochverrats von seinem Namen genommen war, und die Einzige, die ihn davon erlösen konnte, war Königin Maria. Er borgte sich einen neuen Hut und Umhang von seinem Schwager Henry Sidney und stellte sich eines kühlen, nebligen Morgens vor das Empfangszimmer der Königin, um sie vor ihrem Kirchgang abzupassen. Mit ihm wartete ein halbes Dutzend Bittsteller. Als die Tür aufging, fuhr eine Bewegung durch die Wartenden. Die Königin, mit gesenktem Kopf und in Schwarz gekleidet, trat in Begleitung einiger weniger Hofdamen heraus.

Robert fürchtete schon, sie würde an ihm vorübergehen, ohne ihn anzusehen, doch da spürte er ihren Blick. Königin Maria erkannte ihn und verharrte. »Robert Dudley?«

Er verneigte sich. »Euer Hoheit.«

»Ihr wolltet etwas von mir?«, fragte sie argwöhnisch.

Robert fand, der gerade Weg sei der beste. »Ich wollte Euch bitten, den Makel des Verrats von meinem Namen zu nehmen«, begann er. »Ich habe Eurem Ehemann bei St. Quentin und Calais treu gedient. Diese Schlachten haben mich den Rest meines Vermögens gekostet sowie das Leben meines kleinen Bruders, Euer Hoheit. Mit diesem Makel auf meinem Namen kann ich weder Geschäfte tätigen noch meinen Kopf hoch tragen. Meine Frau hat ihr Erbe, einen kleinen Bauernhof in Norfolk, verloren und ich sämtliche Hinterlassenschaften meines Vaters. Ich möchte nicht, dass meine Frau erniedrigt wird und in Armut leben muss, weil sie mich zum Manne nahm.«

»Frauen müssen stets das Geschick des Mannes teilen«, erwiderte die Königin kategorisch. »Ob im Guten oder im Bösen. Und ein schlechter Ehemann ist die stete Verzweiflung einer Frau.«

»Ja«, gab Robert zu. »Aber sie war nie auf mein Vermögen aus. Alles, was sie wollte, war ruhig auf dem Lande zu leben, und ich hätte besser daran getan, wenn ich ihren Wunsch erfüllt hätte. Jetzt ist uns ein gemeinsames Leben verwehrt, denn ich kann ihre Familie nicht ertragen, und ich kann kein gemeinsames Haus für uns kaufen. Ich habe sie enttäuscht, Euer Hoheit, und das war sehr falsch von mir.«

»Ihr wart bei der Niederlage von Calais dabei«, entsann sich die Königin.

Robert erwiderte ihren freudlosen Blick. »Dies werde ich nie vergessen«, sagte er. »Der Feldzug war schlecht geplant. Die Kanäle hätten geflutet sein sollen, um einen zusätzlichen Verteidigungsgürtel zu bilden, aber sie hatten es versäumt, die Tore zum Meer zu öffnen. Und die Festungen waren nicht ausreichend befestigt und bemannt, wie sie uns versprochen hatten. Mein Bataillon gab sein Bestes, aber die Franzosen waren in der Überzahl. Ich habe immerhin den Versuch gemacht, Euer Hoheit. Euer Gemahl hat höchstpersönlich meine Verdienste vor St. Quentin anerkannt.«

»Ihr habt immer schon mit Engelszungen zu reden gewusst«, sagte sie mit dem Anflug eines Lächelns. »Eure ganze Familie beherrscht die Kunst, sich den Weg ins Paradies mit Worten zu bahnen.«

»Das hoffe ich«, erwiderte Robert. »Denn zu viele von uns weilen bereits dort. Und wer übrig blieb, hat die ärgste Demütigung erfahren. Einst hatte ich sieben Brüder und fünf Schwestern – zwölf gesunde Kinder. Nun sind nur noch vier übrig.«

»Auch ich bin gedemütigt worden«, machte Königin Maria geltend. »Als ich den Thron bestieg, Robert, nachdem ich Euch und Euren Vater besiegt hatte, war ich der Überzeugung, alle meine Sorgen hätten nun ein Ende. Doch sie fingen gerade erst an.«

»Es tut mir leid, dass die Herrschaft Euch so wenig Freude gebracht hat«, sagte Robert still. »Die Krone ist eine schwere Last, besonders für eine Frau.«

Zu seinem Entsetzen sah er, wie ihre dunklen Augen sich mit Tränen füllten, die über ihre welken Wangen rannen. »Besonders für eine einsame Frau«, ergänzte sie leise. »Auch Elisabeth wird das eines Tages herausfinden, obwohl sie ja derzeit die stolze Jungfrau herauskehrt. Es ist unerträglich, allein zu regieren – aber wie soll man einen Thron teilen? Welchem Mann könnte man so viel Macht anvertrauen? Welcher Mann könnte eine Königin samt Thron annehmen und doch ihr das Herrschen überlassen?«

Robert beugte das Knie, nahm die Hand seiner Königin und küsste sie. »Vor Gott schwöre ich, Königin Maria, es tut mir leid, dass Ihr so traurig seid. Ich hätte nie gedacht, dass es einmal so weit kommt.«

Einen Moment lang verharrte sie reglos, durch seine Berührung getröstet. »Ich danke Euch, Robert.«

Er schaute zu ihr auf, und die Königin stellte erstaunt fest, wie jung und schön er immer noch war: dunkel wie ein Spanier, doch eine Sorgenfalte hatte sich tief zwischen seine Brauen gegraben.

»Aber *Ihr* habt noch alles vor Euch«, sagte sie trocken. »Ihr habt Eure Jugend und Euer gutes Aussehen, und sollte Elisabeth die Krone erben, so werdet Ihr auch wieder zu Eurem Vermögen kommen. Aber Ihr müsst Eure Frau lieben, Robert Dudley. Das Leben ist zu schwer für eine Frau, wenn ihr Ehemann sie vernachlässigt.«

Er erhob sich wieder. »Das werde ich tun«, versprach er leichten Herzens.

Sie nickte. »Und schmiedet keine Ränke mehr gegen mich oder gegen die Krone.«

Diesen Schwur konnte Robert nicht leichtfertig leisten. Unverwandt sah er seiner Herrin in die Augen. »Diese Tage sind vorüber«, sagte er. »Ich bin mir bewusst, dass Ihr meine rechtmäßige Königin seid. Ich beuge mein Knie, Königin Maria, ich habe meinen Stolz bereut.«

»Nun gut«, sagte sie müde. »Hiermit bewillige ich, dass der Makel des Verrats von Eurem Namen genommen wird. Ihr könnt die Ländereien Eurer Frau zurückhaben und Euren Titel. Ihr sollt Gemächer bei Hofe erhalten. Und ich wünsche Euch alles Gute.«

Robert musste das Hochgefühl bezwingen, das ihn zu überwältigen drohte. »Ich danke Euch«, sagte er mit tiefer Verneigung. »Ich werde für Euch beten.«

»Dann kommt mit mir in die Kapelle«, befahl die Königin.

Ohne Zögern folgte Robert Dudley, der Mann, dessen Vater die protestantische Reformation in England unterstützt hatte, seiner Königin in die katholische Messe und beugte sein Knie vor den Heiligenbildern hinter dem Altar. Hätte er nur einen Augenblick gezögert, einen prüfenden Blick gewagt, wäre er sofort der Ketzerei bezichtigt worden. Aber Robert schaute weder argwöhnisch, noch zögerte er. Er schlug das Kreuzzeichen und folgte den Ritualen, kniete und stand, wie es verlangt wurde, verriet den Glauben seines Vaters. Aber es war dessen Fehleinschätzung gewesen, der Robert Dudley seine jetzige Lage verdankte, und er war gewillt, es besser zu machen.

❧ Herbst 1558 ❧

Alle Glocken in Hertfordshire, alle Glocken in England läuteten für Elisabeth, dröhnten in ihrem Kopf. Zuerst kreischte die Soprangelocke wie ein dem Wahnsinn verfallenes Weib, dessen Aufschrei in einen lang gezogenen, misstönenden Seufzer überging, dann ertönte die große Glocke und warnte die Zuhörer, dass nun die Wiederholung des dissonanten Glockenspiels bevorstand. Elisabeth stieß das Fenster auf Schloss Hatfield auf. Sie wollte in dem Lärm ertrinken, wollte taub werden vom eigenen Triumph. Die Glocken lärmten, bis die Krähen ihre Nester verließen und sich wie ein Banner des bösen Omens gen Himmel schlangen. Und die Fledermäuse brachen als schwarze Rauchwolke aus dem Glockenturm hervor, wie eine Verkündigung, dass die Welt nun auf den Kopf gestellt sei, der Tag sich in ewige Nacht verwandelt habe.

Elisabeth lachte aus vollem Halse über den Tumult, der die Botschaft in den gleichgültigen Himmel hinausposaunte: Zu guter Letzt war die arme kranke Königin Maria gestorben und Prinzessin Elisabeth ihre unbestrittene Nachfolgerin.

»Gott sei Dank«, rief sie zu den wirbelnden Wolken empor. »Nun kann ich endlich die Königin sein, die ich nach dem Willen meiner Mutter sein sollte; die Königin, die Maria nicht sein konnte – die Königin, zu der ich geboren bin.«

»Und – was denkt Ihr?«, fragte Elisabeth schelmisch.

Amys Ehemann lächelte in das reizende junge Gesicht an seiner Schulter, während sie durch den kalten Garten von Schloss Hatfield spazierten.

»Ich dachte gerade, dass Ihr nie heiraten solltet.«

Erstaunt blinzelte ihn die Prinzessin an. »Tatsächlich? Alle anderen scheinen der Meinung zu sein, dass ich sofort heiraten sollte.«

»Ihr solltet nur einen sehr, sehr alten Mann heiraten«, fuhr er fort.

Der Prinzessin entfuhr ein Kichern. »Warum, um alles in der Welt?«

»Damit er so bald wie möglich stirbt. Denn Ihr seht so bezaubernd aus in schwarzem Samt. Ihr solltet wirklich nie etwas anderes tragen.«

Dies war der Abschluss ihrer mit Anspielungen gewürzten Unterhaltung, die Anbringung eines geschickt gewählten Kompliments. Es war das, worin Robert Dudley brillierte – abgesehen von seinen Reitkünsten, seinen politischen Fähigkeiten und seinem gnadenlosen Ehrgeiz.

Elisabeth war von der roten Nasenspitze bis zu den Lederstiefeln in Trauerkleidung gehüllt. Sie blies auf die Spitzen ihrer behandschuhten Finger, um sie zu wärmen, und sie trug einen schwarzen Samthut, der in kesseln Winkel auf den rotgoldenen Locken saß. In

gebührendem Abstand folgte ein Zug frierender Bittsteller. Lediglich William Cecil, Elisabeths langjähriger Berater, durfte es wagen, das Tête-à-Tête der beiden Freunde zu stören, die einander von Kindesbeinen an kannten.

»Ah, Spirit«, sagte Elisabeth freundlich zu dem älteren, in nüchternes Schwarz gekleideten Mann, der sich ihnen genähert hatte. »Welche Nachrichten bringt Ihr?«

»Gute Nachrichten, Euer Hoheit«, sagte er zu der Königin und nickte Robert Dudley kurz zu. »Ich habe Nachricht von Sir Francis Knollys. Ich wusste, Ihr würdet es unverzüglich erfahren wollen. Er und seine Gattin haben Deutschland verlassen und sollten um Neujahr bei Hofe eintreffen.«

»Sie kann demnach nicht an meiner Krönung teilnehmen?«, fragte Elisabeth. Sie vermisste ihre Cousine Catherine, eine glühende Protestantin, die während der Regierungszeit Königin Marias im selbstgewählten Exil gelebt hatte.

»So bedauerlich es ist«, meinte Cecil. »Sie können es einfach nicht pünktlich schaffen. Und wir können unmöglich warten.«

»Aber hat sie eingewilligt, meine Hofdame zu werden? Und dass ihre Tochter – wie heißt sie doch gleich? Laetitia – meine Ehrenjungfer wird?«

»Sie fühlt sich geehrt«, erwiderte Cecil. »Sir Francis hat mir bereits eine Mitteilung geschickt, in der er seine Einwilligung gibt, und Lady Knollys' Brief an Euch wird folgen. Sir Francis schreibt, sie hätte so viel zu erzählen gehabt, dass sie nicht zu Ende kam und meinem Boten den Brief unvollendet mitgeben musste.«

Elisabeths strahlendes Lächeln war herzerwärmend. »Wir werden uns so viel zu erzählen haben!«

»Vermutlich müssen wir alle vom Hofe weisen, damit Ihr in Ruhe plaudern könnt«, bemerkte Dudley. »Ich kann mich noch gut erinnern, wie Catherine sich bei unseren 'Schweig-still'-Turnieren geschlagen hat. Wisst Ihr noch? Sie hat immer verloren.«

»Und bei den Anstarr-Turnieren war sie immer diejenige, die zuerst blinzeln musste.«

»Aber einmal hat sie auch das ganze Haus zusammengebrüllt – als Ambrose ihr die Maus in den Nähbeutel gesteckt hat.«

»Ich vermisse sie«, sagte Elisabeth schlicht. »Sie ist fast die einzige Familie, die ich noch habe.«

Keiner der beiden Männer erwähnte ihre hartherzigen Verwandten aus der Howard-Familie, welche Elisabeth, als sie bei Maria in Ungnade gefallen war, verleugnet hatten. Jetzt jedoch hefteten sie sich an ihren neu entstehenden Hofstaat und wurden nicht müde, die neue Königin an ihre Verwandtschaft zu erinnern.

»Ihr habt doch mich«, betonte Robert zärtlich. »Und meine Schwester könnte Euch nicht mehr lieben, als wenn sie Eure eigene Schwester wäre.«

»Aber Catherine wird wegen des Kreuzes und der Kerzen in der königlichen Kapelle mit mir schimpfen«, erwiderte Elisabeth schmollend, indem sie in der ihr eigenen Art auf das größte Problem anspielte.

»Auf welche Art Ihr in der königlichen Kapelle betet, bestimmt nicht Lady Catherine«, sagte Cecil, »sondern Ihr.«

»Nein, aber sie hat es vorgezogen, England zu verlassen, statt unter der Fuchtel des Papstes zu leben, und wenn sie nun mit all den anderen Protestanten zurückkehrt, erwartet